

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltis.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bolko sah sich den Mann näher an. Der Rentmeister war klein und schwächling und hatte ein winziges gelbes Gesicht; die verkniffenen Augen standen wie Striche unter der Stirn, und als dritter Strich markierte sich der schmaltlippige Mund. Das graue Haar lag glatt auf dem Kopfe und rollte sich vor den Ohren in zwei Keunen auf.

Der Fürst setzte sich. „Ich kann mir denken, daß Sie sich hier nicht gerade wohl fühlen, Kappstein,“ sagte er.

„Oh — im Gegenteil, Fürstliche Gnaden,“ versetzte der Rentmeister lebhaft; „ich habe mich in meinem Leben nicht so wohl gefühlt. Was will ich denn mehr! Ich bin doch nun einmal eine lebendige Rechenmaschine. Ich denke eigentlich nur in Zahlen. Ich stehe morgens mit einer Addition auf und lege mich abends mit einer niedlichen Subtraktion zu Bette. Und wenn man auf mich schimpft, das freut mich nur. Das freut mich juchthbar. Wenn man sagen würde: der Kappstein ist ein höchst anständiger Mensch, dann täte ich meine Pflicht nicht. Man nennt mich Knappstein statt Kappstein, weil ich immer Knappse. Man nennt mich auch manchmal einen infamen Filz. Wenn ich das höre, reibe ich mir vor Bergnügen die Hände. Ich bin ein gräßlicher Geizhals.“

Bolko lachte. „Im geheimen hab' ich das auch manchmal gedacht.“

„Das ist eine hohe Ehre für mich, Fürstliche Gnaden. Es kann mir nichts Besseres widerfahren. Nun ja — dann und wann überschleicht mich ja auch das Gefühl, daß weniger Knappsen zweckmäßiger sein würde. Ich möchte diesen und jenen der Leute besser stellen, die Pferdeationen erhöhen, neue Maschinen beschaffen, möchte freigebiger sein in der Bewilligung von Reparaturen und auch etwas Glanz in der Aushere bringen. Aber wie? Solche Regungen unterbrücke ich rasch wieder; ich mache einen Klecks auf ein sowieso verschmiertes Papier, das beruhigt mich. Ich sage mir: das geht nicht. Fürstliche Gnaden sitzen zu Berlin und brauchen Geld. Fürstliche Gnaden sind der Glanz auf dem Ausheren, da haben wir ihn hier nicht nötig. Und ob ein Abergaul kuhheftig ist oder eine Namsnase hat, was tut's? wenn er man zieht. Aber es wird ja nun bald zu Ende sein mit der sequestratio voluntaria; ich denke mir, Euer Durchlaucht werden Aufhebung beantragen nach Hochdero Hochzeit. Und dann bin ich ja überflüssig und Fürstliche Durchlaucht brauchen nicht mehr auf mich alten Geiztragen zu schimpfen.“

„Um... lieber Rentmeister, eigentlich bin ich hergekommen, um gehörig zu schimpfen. Aber ich habe es mir anders überlegt. Ob ich nach meiner Hochzeit ganz nach Gotternegg überjedelu werde, um mich selber um die Verwaltung zu

kümmern, das weiß ich noch nicht, das hängt von mancherlei ab. Doch so oder so: einen Rentmeister muß ich ja doch wieder haben — wollen Sie nicht in meinen Diensten verbleiben?“

Das schien dem kleinen Kappstein außerordentlich überraschend zu kommen. Er neigte sich zu einem rechten Winkel. „O Durchlaucht,“ sagte er, „o Fürstliche Gnaden... Ich bin ja freilich nur ein zweibeiniges Exempel, bin nichts als eine Rechenmaschine, aber zeitweilig überkommen mich doch gewisse Ambitionen. Rechnen ist gut, nur darf es nicht immer bloß das kleine Einmaleins sein. Wenn es mit Gottes Hilfe anders wird, und ich kann mich wohlgenut in große Zahlen stürzen, so Hals über Kopf hinein wie ein Frosch in den Teich... da sollen Durchlaucht einmal sehen, wie der infame Filz zu disponieren versteht, Hand auf und Hand wieder zu, anziehen und nachgeben wie bei der Dressur einer jungen Remonte, und auch an den notwendigen Glanzlichtern würde es dann nicht fehlen. Gnädigste Durchlaucht, ich bitte nicht für mich; aber das eine möchte ich mir doch submissivst zu sagen erlauben: einen treueren Verwaltungsbeamten würden Fürstliche Gnaden schwerlich finden, auch keinen pflichteifrigeren... Wann soll denn die Uebergabe stattfinden, wenn ich fragen darf?“

„Sobald ich die Mittel in der Hand habe, Kappstein. Ich will ersuchen, Gotternegg wieder in die Höhe zu bringen. Ich will ein großes Kapital opfern.“

„Gradatim, Durchlaucht,“ rief der Rentmeister und hob den Zeigefinger seiner Rechten, von dem niemals ein ur ewiger Tintenschatten wich. „Ach, Durchlaucht, ich habe ja so viel auf dem Herzen. Dies verdammte Geld... pardon. Da sind zwei Leuchthäuser, sie hängen nur noch in den Spannen, da sind die Maschinen in der Brennererei, da will der Brauer neue Kessel haben, da räsoniert der Kantor —“

„Und wie,“ sagte Bolko.

„Und wie,“ wiederholte der Rentmeister. „Er kommt zuletzt an die Reihe; er hat seinen Taubenschlag erstürmen lassen, es sollte der Malakoff sein, und an seinem Ziegenstall hat er den Jungen gezeigt, wie man in den Kreuzzügen die Mauerbrecher verwendete. Seine kriegerische Lust ruiniert Scheune und Haus, er kommt zuletzt an die Reihe, es muß Strafe sein. Aber sonst — sonst hab' ich noch viel. Ein großes Kapital, haben Euer Durchlaucht gesagt. Wieviel, Fürstliche Gnaden? Mit einer halben Million, sagt der Oberinspektor, ist aus Gotternegg eine Musterwirtschaft zu machen.“

„Es kann auch mehr sein, Kappstein.“

Der Rentmeister erschraf. „Gradatim, Durchlaucht. Durchlaucht, ich nehme ihr gnädiges Anerbieten an. Gerade hier, gerade hier wird es mir doppelte Freude sein, einmal zu zeigen, was ich leisten kann. Der Kappstein wird dann nicht immer der Knappstein sein, er wird zum Berappstein avancieren — Fürstliche Gnaden verzeihen huldreichst das kalauernde Wortspiel, es taugt nicht viel, aber es ist sinu-fällia Geizig sein kann schließlich jeder, am leichtesten ist es,

muß man es sein. Aber in der Fülle wirtschastliche Spar-
samkeit zu entwickeln, so daß auch eine anscheinende Ver-
schwendung zureichende Früchte trägt, dazu muß man eben
ein alter Rechenknecht sein, als welcher und solcher ich mich
Fürstlicher Gnade nochmals untertänigst empfohlen halte.
Befehlen Euer Durchlaucht einen Hundgang durch das Ge-
höft? —

Bolko war damit einverstanden. Aber eine sonderliche
Freude war es ihm nicht. Er sah wohl, daß die Wirtschaft
mit Verständnis und Umsicht geführt wurde, sah aber auch,
wie sehr es überall fehlte. Die Nachricht von seiner An-
kunft hatte sich schnell verbreitet. Der Oberinspektor Kiesen-
stahl fand sich ein, ein riesiger Mann in hohen Schmier-
stiefeln; vor dem Maschinensuppen standen noch zwei In-
spektoren und ein junger Koloniar von geschwiegeltem und
gebügelttem Keulstern mit einem Kneifer auf der Nase.
Alle folgten dem Fürsten wie eine Schar; Kiesenstahl schaute
finsterns drein, er sprach kurz und abgebrochen, und die Wen-
dung „Es könnte mehr geschehen“ lehnte häufig wieder;
für den Rentmeister hatte er nur Blide der Verachtung.
Inzwischen war Bolko eine Frage auf. Die Schrempwagen
ersahen ihm vorstundstutlich; „der Herr Rentmeister ge-
statten keine neuen,“ antwortete Kiesenstahl.

„Wie wird die Factofolerate?“ fragte Bolko.
„Ausgezeichnet, Euer Durchlaucht,“ entgegnete der Ober-
inspektor, „aber die Hälfte kann mir in der Erde verfaulen;
ich habe zu wenig Leute, ich habe keine Aurober, ich habe
keine Sortierer; ich wollte eine neue Münsterische Maschine
anschaffen, der Herr Rentmeister sagte nein...“ Nun
wurde Kiesenstahl lebendiger. Überall brachte er seine
Wünsche an. In der Brauerei fehlte es an Kühlapparaten,
der Reier hatte gekündigt, weil die allen Röhrenkessel zur
Futterbereitung nicht mehr brauchbar waren, ein Dupend
Äderpferde war für den Schinder reif, die Zugochsen
hungerten, die Lokomobile ließ sich nicht mehr reparieren,
die Düngerstreuer waren veraltet, es mangelte an Pflügen,
mit der Drillmaschine wurde die Arbeit nur erschwert, da
sie infolge verfehlter Konstruktion alle Stunden verlagte,
der Schweinmäster wollte davonlaufen, weil seine dünnen
Ferkel ihn jammerten. So ging das Klagen fort. „Wohin
soll ich mich wenden, Euer Durchlaucht?“ fragte Kiesen-
stahl; „ich habe an die Ritterschaft geschrieben, sie vernies
mich an den Herrn Rentmeister, und der Herr Rentmeister
hat nie Geld für uns...“

Das infame Geld! Mit Falten auf der Stirn kletterte
Bolko wieder in seine große Viktoria. So sah es hier aus,
und da wollte man ihn vorwerfen, daß er sich eine reiche
Niß heimzuholen gedachte! —

Beim „Bekobungsdiner“ am Abend hatte er seine Laune
wiedergefunden. Madame Balsour und die Anshütz hatten
ihre Möglichstes getan, um ihn zufriedenzustellen. Der Tisch
war hübsch gedeckt und mit Blumen geschmückt; der grüne
Mar half bei der Bedienung; er ließ einen Teller fallen
und glitschte einmal auf dem Teppich aus; sonst machte er
keine Sache brav. Bolko war wohlwollend; das Ganze kam
ihm sehr kleinbürgerlich vor, aber es war alles gut gemeint;
er sagte der Madame ein paar freundliche Worte. Ihre
Ohrläppchen zitterten vor innerer Freude.

Grete und Annemarie tranken zu viel. Beim Cham-
pagner kamen sie aus dem Nichern nicht heraus. Als Belten
sich erhob, um ein Hoch auf Seine Durchlaucht und die
gnädigste Braut auszubringen, begann Annemarie zu
schluchzen. Grete weinte mit, und der Madame tropften dicke
Tränen über die Wangen. Die Anshütz, die am Büfett stand
und die Teller wechseln half, stieß mechtwürdige Laute aus
und fuhr mit der Schürze über ihre Augen. Dann begann
auch der grüne Mar zu heulen; die Tränenperlen rannen bis
in die Falten seiner Livree.

Das wurde Bolko zu viel. „Gott bewahre,“ rief er, „was
ist das für eine entseßliche Wasserleitung! Wir feiern doch
kein Begräbnis. Nun stoßt allesamt noch einmal mit mir
an! Auf eine frohe Zukunft! Weg mit den Tränen! Herr-
schaften, lacht! Es lebe die Freude am Sonnenschein!“

Grete schaute begeistert zu ihm auf. Sie fand Bolko
immer entzückender. Ihr vierzehnjähriges Herzchen häm-
merte. Sie war ganz verliebt. So einen wie diesen wünschte
sie sich einmal zum Mann, so einen vollendeten Kavalier,
dem das Leben ein Blumengarten war, darin lacht nur
immer die Sonne. Und so einen vornehmen Menschen; blond
mußte er sein, und ganz hellblond der Schmirrbart, die Er-
scheinung sein und geschmeidig, die Toilette immer exquisit,

namentlich die Stiefeln; und einen glänzenden Namen
mußte er tragen, Freiherr sein oder noch lieber Graf. So
waren Gretes dumme Gedanken; aber rauch segte der Bru-
der mit brutaler Wirklichkeit die Phantasien davon. „Prost,
Müllermädel,“ rief Otto ihr zu und hob sein Glas.

„Prost, Müllermädel,“ wiederholte der Fürst und leerte
seinen Kelch. Das Klang ganz anders, es Klang so, daß sich
in Gretes Wangen ein heller Blutstrom ergoß. Er nickte ihr
dabei freundlich zu. Er war so lieb zu ihr. Er war wirklich
ein lieber Mensch. Er trank auch all' ihres Vaters Wohl;
„Auf getreue Nachbarschaft,“ sagte er. Es sah gut aus, wenn
er sein Glas leerte. Er trank eigentlich nicht; er setzte den
Kelch an die Lippen und lippte ihn aus. Es sah so schneidig
aus. Grete gab sich große Mühe, recht fein zu sein. Sie
handhabte Messer und Gabel mit Zierlichkeit, sie vergab sich
nichts. Sie hatte sich auch schön gerüst, trug das Kleid mit
dem lilä Einsatz und streckte die Lackstiefe vor. Sie wollte
gefallen.

Jost war schweigsam, war auch ein wenig bleich. Bel-
ten fürchtete, der Prinz werde sich auf der Partie nach
dem Gogen übernommen haben. Aber er wagte nicht, da-
nach zu fragen. Jost schäumte auf, wenn von seiner Part-
heit die Rede war. Im übrigen bemühte er sich sichtlich,
zu Bolko herzlich zu sein; doch nie nannte er den Namen
seiner künftigen Schwägerin. Als Belten den Toast auf sie
ausbrachte, stand er auf und trank schweigend sein Glas leer.

Gegen zehn Uhr verabschiedeten sich Otto und Grete.
Sie gingen über die Wiesen und an der Schleuse vorüber
nach der Burgmühle zurück. Aus dem feuchten Grase stie-
gen die Nebel auf. Es war Mondschein, und silbriges Licht
durchflutete den weißen Dampf. Es ging ein seltsames
Kieseln über die Furt, ein geheimnisvolles melancholisches
Rauschen. Es war nicht allein das schäumende Wasser, es
war wie ein klingendes Tropfen, das von irgendwoher kam,
man wußte nicht, aus der weißen Luft oder herauf aus der
Erde. Stark war der Tau gefallen; er hing glitzrig an
Palmen und Nispen, er legte auch seine Demanten in das
lichte Gewebe des Altweibersommers, das sich um die Becken
spann. Im hohen Grase schaukelten sich die hellen Fäden;
der Mond schien darauf, darüber glitt bläulicher Dunst.

Otto hieß leise ein Studentenlied. Grete war melan-
chologisch. Sie dachte, es müsse doch seine Reize haben, un-
glücklich zu lieben. Dann wandert man viel im Monden-
licht, man greift in die wilden Blumen hinein und zer-
pflückt sie, man steht schweigend am stillen Wasser und schaut
sich danach, dort unten zu ruhen in der kühlen Aut.

Sie seufzte schmerzlich auf.
Otto setzte das Pfeifen aus. „Was lächst du denn,
Grete?“ fragte er. „Ist dir etwas? Du hast zu viel ge-
essen, mein Kind, du hast dreimal Mustorte genommen,
Donnerwetter, was hast du für einen gesegneten Appetit!“

„Daß mich in Ruhe!“ rief Grete ärgerlich. „Pfu, du
bist ein gräßlich profaischer Mensch, und wie wundervoll
ist die Nacht! Schau lieber zu den Sternen empor, als daß
du von Mustorte sprichst. Ich habe übrigens nur zweimal
genommen und Annemarie dreimal; das hast du ver-
wechselt.“

„Gretelein, das ist möglich, ich bitte mich geneigtest ent-
schuldigen zu wollen. Ich sah nur, daß es dir schmeckte,
aber wenn Fürst Bolko dich zufällig anschaute, tatest du,
als sei alles Materielle dir greulich. Dann spitztest du das
Mäulchen, und zuweilen lächeltest du niedlich, und nahmst
du das Glas, so spreiztest du den kleinen Finger, als woll-
test du ihn davonfliegen lassen. Gretelein, ich merkte mit
Bedauern, daß sich deine Natur verkehrt hat; du bist zierig
geworden.“

Da bleichte sich Gretes Wange vor Aerger. „Ich ver-
bitte mir das, Otto,“ antwortete sie. „Ich zierig — haha!
Ich habe keine Studentenmanieren, ich flegte mich nicht so
hin, ich lache nicht, daß es schallt; ich benehme mich wie
ein gut erzogenes junges Mädchen. Und du sagst zierig
— haha!“

„Ich wiederhole das sogar — haha! Ich weiß gar
nicht, wo du das herhast. Annemarie ist es doch wahrhaftig
nicht!“

„Ihre Durchlaucht die Prinzessin ist das für dich!
Verstanden! Du hast mit ihr noch lange nicht Bräderschaft
getrunken. Nenne du deinen Prinzen mit Vornamen und
duze dich mit ihm, aber Annemarie ist m e i n e Freundin!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bronzebüste.

Von Julius Knopf.

(Nachdruck verboten.)

Es war in den ersten Augusttagen des zweiten Kriegsjahres, als die Berliner scharenweise in die städtischen Sammelstellen für Papier-, Nadel- und Messinggeräte strömten, um gewaltige Mengen davon abzuliefern. Auch für den Rentier Steinke war es ein Akt der Selbstverständlichkeit, sich an dieser metallenen Mobilmachung zu beteiligen und seinem Patriotismus dadurch Ausdruck zu geben, daß er das entbehrliche Gerät, das aus diesen Metallen gefertigt war, auf dem Altar des Vaterlandes opferte. Er konnte es sich schon leisten, alles unentgeltlich herzugeben.

„Minna,“ sagte er zu seiner Stiege, die schon viele Jahre, seit dem Tode seiner Frau, den Haushalt leitete, „Minna,“ wiederholte er, „wir wollen auf den Boden gehen und rausuchen, was wir fürs Vaterland an Kupfern und messingernen Sachen und an Nadelzeug entdecken können. Aber erst wollen wir mal in der Küche nachsehen.“

Minna kränzte sich zwar anfänglich, von ihrem Küchengerät auch nur das geringste fortzunehmen zu lassen, aber Herr Steinke war diesmal ausnahmsweise energisch. Und wenn er sich auf seine Energie besann, was allerdings höchst selten vorkam, dann war mit ihm nichts anzulangen. Das mußte Minna aus Erfahrung.

Das erste, was Herr Steinke mit Beschlag belegte, war ein Samowar, der in der Küche ein müßiges Dasein führte, da er seit Frau Steinkes Tode nicht mehr gebraucht wurde. Minna wehrte sich gegen die Konfiskation. Wie die Löwin ihre Jungen, so verteidigte sie diesen Besitzstand ihres Reiches. Sie behauptete, daß Frau Steinke niemals den Samowar hergegeben hätte, und wenn er das täte, so wäre es doch eine direkte Rücksichtslosigkeit gegen die selige Frau — sozusagen eine große Mißachtung. Aber es half ihr nichts. Herr Steinke hatte sich mit der Berechtigten soweit nicht gut gefunden und so verschlehte dieser Einwurf die beabsichtigte Wirkung. Er knurrte: „Samowar ist russisch, und alles, was russisch ist, muß daran glauben,“ und bemächtigte sich des schätzbaren Kessels. Nun vollzog sich das Weitere ohne Umstände, da die kluge Minna die Unmöglichkeit jedes ferneren Widerstandes erkannte. In wortloser Ergebenheit fügte sie sich.

In der Küche und auf dem Boden raffte Herr Steinke zusammen, was ihm entbehrlich und für den patriotischen Zweck geeignet erschien. Nach Verlauf einer Stunde betrachtete er wohlgefällig den gefüllten Waschkorb, der das Ergebnis seiner Sammlung barg. Sie bestand aus dem Samowar, fünf unbrauchbaren Ofentüren, einer uralten Petroleumlampe mit Kupferfuß, der allerdings nur eine dünne Oberschicht von Kupfer aufwies, denn es war nur sogenanntes cuivre poli, vier durchlöcherter Kaiserrollen, einer alten Pflanze, einem Messingmörser, und einem großen Kessel, dessen Boden nur noch zur Hälfte vorhanden war.

Alle diese Gegenstände hatten für ihn keinen Gebrauchswert mehr, aber immerhin, wenn sämtliche Berliner so viel abliefern wie er, so dürfte Deutschland mit der Reichshauptstadt zufrieden sein.

Von seiner treuen, aber geknickten Minna gefolgt, durchwanderte Herr Steinke noch einmal die Zimmer seiner geräumigen Wohnung, um weitere Ueberflüssigkeiten, die aus den gewünschten Metallen hergestellt waren, zu entdecken.

„Haha!“ rief er plötzlich triumphierend. Minna erschauerte, ihr schwante Entsetzliches. Das „Haha!“ hatte getönt wie heeresreiches Trompetengeschmetter.

Herr Steinke stand vor der Bronzebüste seiner seligen Frau Klara.

Die selige Klara hatte einmal, als sie einen großen Gewinn in der preussischen Klassen-Lotterie gemacht hatte, von einem ihrer vielen Messen, der behauptete und sich sogar einbildete, Bildhauer zu sein, eine Bronzebüste von sich anfertigen lassen. In Lebensgröße. Sie prangte im Salon auf einer massiven Säule aus Ebenholz. Seine Frau war keine schöne Frau gewesen, niemand hätte es behaupten können. Aber eine derartige Höflichkeit, wie sie diese Büste zur Schau trug, hatte sie denn doch nicht befallen. Die Büste zeigte seine Klara mit hervorragenden Badenknoden und Wulstlippen, als ob sie dem Negerlande Liberia entstammt wäre. Und sie war doch eine waschechte Berlinerin gewesen, deren Wiege am Wedding gestanden hatte.

Dieses abscheuliche Kunstwerk aus talentloser Messenhand war Herrn Steinke stets ein Dorn im Auge gewesen, aber seine Klara hatte gemeint, das teure Geld sei nun einmal ausgegeben und zudem sei die Büste aus Bronze, und somit ein Kunstgegenstand. Und Kunstgegenstände gehören in den Salon.

Was Klara wollte, das geschah stets, denn sie besaß eine stark ausgeprägte Herrschsucht, die dem Bewundernswerten manche bittere Stunde bereitere. So blieb denn ihr bronzenes Konterfei eine Unzierde der guten Stube, auch nach ihrem Tode, denn Herr Steinke war zu lässig gewesen, um es zu entfernen.

Aber jetzt — jetzt war die günstige Gelegenheit gekommen, sich dieses herrlichen Kunstwerks von seiner seligen Klara Gnaden zu entledigen und gleichzeitig eine patriotische Tat zu vollbringen.

Er wandte sich an die Haushälterin: „Minna,“ er sagte es in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, „Minna, die Büste packen wir zu dem anderen Kram. Herunter mit ihr!“

Minna schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Herr Steinke, Sie machen doch man bloß Spaß?“ fragte sie, hochrot vor Erregung.

„Ne, in diesem Falle nicht! Die Büste wird dem Vaterland zugehen. Gott sei Dank, daß ich das Schicksal los bin!“

Da brach die treue Minna in Tränen aus: „Herr Steinke, Sie wollen die schöne Büste mang's alte Eisen nehmen?“

„Mang de Bronze,“ verbesserte er.

Sie hörte nicht darauf. „Die selige Frau ins alte Eisen! Herr Steinke, wenn se das hört — die arme Frau dreht sich ja noch im Grabe herum. Wo sie doch so wille auf das schöne Stück jehalten hat, was de ganze gute Stube schmückt.“ Und feierlichen Tones beschwor sie ihn: „Herr Steinke, so wahr ich hier stehe, das werden Sie nich tun!“

Aber Herr Steinke tat es doch.

Herr Steinke war nun einmal so.

Und er ließ den Waschkorb von seinem Hauswart auf dessen Kinderwagen zur Sammelstelle der Markthalle fahren. Er selbst begleitete ihn. Denn ihm war geradezu feillich zu Mute und er wollte die Uebergabe der Spende persönlich besorgen. Lange mußte er warten, bis die Reihe an ihn kam.

„Ich jehbe alles gratis und franks,“ sagte er stolz.

„Das ist schön von Ihnen,“ lobte der Beamte und nahm einen Gegenstand nach dem anderen entgegen. Als er die Büste sah, stupte er.

„Was, diese kostbare Bronzebüste wollen Sie auch hergeben?“ fragte er erstaunt. „Kunstgegenstände brauchen nicht abgeliefert zu werden.“

„Schab' nichit, ich liefer se doch ab,“ schmunzelte Herr Steinke. „Das is nämlich meine selige Oke und aus die können Sie 'ne wunderschöne Kanonenkugel machen.“

Wohlwollend belehrte ihn der Beamte, daß aus Bronze keine Kanonenkugeln gemacht, sondern Kanonenrohre gegossen würden.

Herr Steinke zeigte sich etwas enttäuscht. „Schade, schade! Und ich hatte mich schon so darauf gefreut, wie meine selige Klara als Kanonenkugel mang die Franzosen fährt, daß es man so kracht, gleichwie sie zu ihren Lebzeiten mit mir gekracht hat.“

Vermischtes.

• Das Gebet- und Gesangbuch des Kaisers. Kaiser Wilhelm führt zurzeit ein evangelisches Gebet- und Gebetbuch mit sich, das aus der Hinterlassenschaft seines Vaters, des Kaisers Friedrich, stammt, und das dieser als Kronprinz auf allen seinen Feldzügen bei sich hatte. Dem Völklein in Kleinstadtformat sind mehrere Schreibpapierblätter vorgebunden mit eigenhändigen Aufzeichnungen des Kaisers Friedrich. Dieser bemerkte dort: Bei mir gehabt während des Feldzuges in Schleswig-Holstein und Jütland Februar, März, April, Mai 1864 Friedrich Wilhelm Kronprinz. — 3. heiligen Abendmahl im Hauptquartier Schloß Gravenstein im Herzogtum Schleswig, 25. März 1864. Großer Dankgottesdienst nach dem Siege u. der Erstürmung der Düpp. Schanzen am 18. April 1864 in Schanze 4 in Mitten versammelter Division am 24. April 1864. — Bei mir gehabt während des Feldzuges gegen Oesterreich in Böhmen und Mähren, Juni, Juli 1866. Friedrich Wilhelm, Kronprinz, Oberbefehlshaber der 2. Armee. — Während des Feldzuges gegen Frankreich vom August 1870 bis zum März 1871 bei mir geführt, namentlich bei den Gottesdiensten in der Schloßkirche zu Versailles. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen, Oberbefehlshaber der 3. Armee. Wiederherstellung von Kaiser und Reich am 18. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles. Es ist erklärlich, daß Kaiser Wilhelm dies erinnerungsreiche Gesangbuch wählte zur Erbauung in so bewegter Zeit.

• Die Post im Dreißigjährigen Kriege. Im Dreißigjährigen Kriege ging's — Der Post ist miserabel“ heißt es in einer gereimten Postchronik. In der Tat war in jener schrecklichen Zeit die Beförderung von Poststücken das unsicherste Ding der Welt. „Die Briefschakten,“ sagt König in seiner Geschichte der deutschen Post, „bewirkten zum größten Teile Leute, die sich durchschlagen mußten, und reitende Feld- und Heerbooten.“ Die Mahnung, das Anvertraute unter keinen Umständen im Stich zu lassen, war natürlich sehr angezeigt, und man veräußerte damals nicht, sie auch noch auf der Sendung selbst in recht anschaulicher Weise anzubringen: Auf die Außenseite des Briefes malte man nämlich Galgen und Staupfesen und drohte auch noch deutlichen Wortes mit „Leib- und Lebensstrafe“ für den Fall, daß der Auftrag nicht gut besorgt würde. Mit der folgenden eindringlichen Ermahnung verah man z. B. Berichte, die am 7. Mai 1638 vom Generalmajor Tauben an die Kommissäre in der Mark Brandenburg abgefaßt wurden: „Inliegend untertänigster Bericht, daran sehr hoch und viel gelegen, soll alsobaldter of Verordenter Post von hier auf Potsdam nach Berlin gebracht, in die Churfürstliche Brandenburgische geheimte Causley daselbst liberantwortet und hiervon jedes Ortes so Lags so Nachts bei Leib und Lebensstraff nich verabsäumt werden.“ Daneben mit der Feder hingezichnet waren Galgen und Staupfesen. Uebrigens schrieb man, um zur Eile anzupornen, auf wichtige Briefe auch ge.m sechs cito und sin citissime.

* Nach den französischen Helmen der französische Schild. Allen beschönigenden Berichten der Pariser Presse zum Troz scheint die bei Verdun entwickelte Angriffskraft der Deutschen, namentlich der schweren deutschen Geschütze, das Sicherheitsgefühl der französischen Soldaten in hohem Grade erschüttert zu haben. Darum macht Maurice Barrès im „Echo de Paris“ den Vorschlag, die französischen Infanteristen nach Art der Kämpfer zur Ritterzeit zu bewaffnen. Wie man weiß, tragen die Franzosen schon lange den mittelalterlichen Helm. „Wann“, ruft Barrès aus, „werden wir dem Helm auch das übrige, dazu gehörige Rüstzeug hinzusetzen? Soldaten, die Helme tragen, dürfen logischerweise auch auf Brustpanzer und Schilde Anspruch erheben. Kämpfer aus der Front haben selbst den Wunsch nach Schilden mir gegenüber ausgesprochen. Fürchtet man etwa, daß eine solche Rüstung den Angriffsgeist der Soldaten eindämmen könnte? Heute, da die wunderbaren militärischen Eigenschaften vor der niedererwertenden Wucht der Artillerie wertlos sind, gibt es nichts, was wichtiger wäre als die ausgedehntesten Schutzmaßregeln.“ Dieser Ruf nach der Rüstung gleicht nur allzu sehr einer Verhöhnung der Erfolge der deutschen Angriffskraft, die schon weit stärkere Hindernisse überwunden hat, als Helme und mittelalterliche Schilde.

* **Gießkannen als Kriegsgerät.** Unter der von deutschen Truppen im Deutsch-Französischen Kriege 1870 eroberten Bagage der Franzosen fanden sich auch zahlreiche Gießkannen. Man mußte erst nicht recht, welchen Zweck diese merkwürdigen Kriegsgeräte haben sollten, dann erfuhr man von Franzosen selbst, daß instruktionsgemäß diese Gießkannen dazu dienen sollten, um auf dem beabsichtigten, aber glücklicherweise von den Deutschen verteilten Spaziergang nach Berlin in Gärten und Gehöften die Stellen zu entdecken, wo die Preußen ihre Schätze vergraben hätten. Die Anwendung dieses „Kriegsgeräts“ haben die Franzosen von den afrikanischen Truppen gelernt, wo das Mittel offenbar schon lange bekannt war. Im Jahre 1831 hatten die Türken die Stadt Mokka den Arabern entzogen und sich darin festgesetzt. Einige Monate später stürzten die Afr-Beduinen die Stadt und plünderten nach Herzenslust. In einem französischen Bericht des Zeitraumes, den verschiedene französische Offiziere mitmachten, heißt es: „Auf schlaue Weise wußten sie die Schätze ausfindig zu machen, welche die Bewohner vergraben hatten. In den Häusern nämlich, wo sie solche vermuteten, gossen sie auf den Lehmbofen des unteren Stodes eine Quantität Wasser. Wo dieses schnell eingeloget wurde, da mußte die Erde kürzlich aufgegraben worden sein, und an mehreren so ermittelten Stellen hatte ihre Nachsuchung den gewünschten Erfolg.“

* **Das Paradies der Eieresser.** Etwa 50 Meilen nördlich von San Francisco liegt eine Stadt namens Petaluma, die man mit Recht die Hühnerstadt nennen kann, da sie nicht weniger als 1 Million dieser Tiere beherbergen soll. In einem der vergangenen Jahre soll diese Gegend, wie die „Gazetta del Popolo“ zu erzählen weiß, 120 Millionen Eier geliefert haben. Nicht weniger als 75 Prozent der männlichen Bevölkerung des Ortes beschäftigen sich mit der Hühnerzucht. Auch die Familien in Petaluma, die sich nur ein paar Hühner für den eigenen Hausgebrauch halten, tun dies mit einem Nutzen von wenigstens 70 Proz. Andere Züchter haben auch ganz klein angefangen, mit ein paar Hühnern auf 2 Hektar Land, doch nahm ihr Unternehmen solch einen Aufschwung, daß sie ihren Bestand schon nach nicht zu langer Zeit auf 1500 Stück erhöhen konnten und die Tiere in regelrechten, horizontal geteilten Hühnerhäusern unterbringen mußten. Der obere Teil ist für den dauernden Aufenthalt bestimmt, während der untere dunkle Winkel hat, in denen die Hühner ihre Eier ablegen. Der Züchter hatte nur etwa 6000 Frs. Anfangskosten für das Unternehmen. Bereits nach einem Jahr hatte er von jedem Huhn einen Nutzen von etwa 6 1/2 Frs., im ganzen also von 11 750 Frs. Ein paar große Landgüter des hühnergesegneten Kreises halten sogar bis 15 000 Hühner.

Büchertisch.

— Vom Fürsten Bülow in Luzern, wie er zur Begrüßung der invaliden deutschen Kriegsgefangenen eintritt, bringt die soeben erschienene Nr. 15 der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ ein wohlgelegenes Bild, und sie widmet ihm, wie auch unseren Landsleuten, die aus den französischen Gefangenenlagern nach den Schweizerischen Kurorten beurlaubt wurden, warme Worte des Willkommens. Naturgemäß steht aber das Ringen um Verdun im Vordergrund, und, da die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ ja ein neutrales Blatt ist, so bietet sie auch von der Konferenz in Paris verschiedene Bilder und sehr interessante Aufnahmen aus den Kampfgebieten an der ägyptisch-italianischen Grenze. Alles in allem ist die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ ein sehr interessantes, vorzüglich redigiertes und schön ausgestattetes Blatt (Kupfertiefdruck), das bei uns viele Freunde finden dürfte, zumal der Bezug durch deutsche Postämter gestattet ist. Aber auch alle Buchhandlungen können die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ liefern. Einzelnummer 20 Pfg. Abonnementspreis M. 4.— halbjährlich.

— Mit Nr. 49/52, dem März-Heft, schließt der 1. Jahrgang des „Wieland“ ab. Das farbige Titelbild, ein reizendes junges Mädchen im Frühlingsgewand darstellend, ist von Ludwig Kainer gezeichnet. Das reichhaltige Heft enthält ferner interessante Originalzeichnungen. Der literarische Teil bringt ein Gedicht „Mahnung“ von Lissauer mit einer Umrahmung von Mathes, außerdem Skizzen von Georg Hirschfeld, Ernst Szep (überlegt von Stefan J. Klein), einen kunsthistorischen Artikel von Dr. Wilhelm Bode, eine Novelle von P. V. Onjeditsch usw. Preis des Heftes M. 1.— (Wieland-Verlag G. m. b. H. Berlin, W. 8, Lennestr. 4.)

— **„Bühne und Welt“.** Die von Wilh. Kiefer herausgegebene „Bühne und Welt“, Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben, bringt in ihrem Märzheft folgende zeitgemäße Abhandlungen: Deutsch und germanisch (Otto Dausen). — Staat, Volk und Rasse (Prof. Adolf Bartels). — Germanentum und Christentum in Hebbels Nibelungen (Prof. Dr. L. Huber). — Wifion (Hans Freiherr v. Hammerstein). — Würde des Lebens (Kriegsfreiwilliger K.). — Germanisch-dichtersche Monumentalkunst (Paul Schulze-Verghof). — Kleists Hermannschlacht und die deutsche Zukunft (Dr. Rudolf Berner). — Das gesprochene Wort ein Stiefkind deutscher Kultur (Rudolf Lorenz). — Künstlertum und Menschentum bei Hermann Daur (Dr. Friedrich Müller) und andere wertvolle Beiträge.

— **Von der Leipziger Illustrierten Zeitung** sind bisher 87 Kriegszählern erschienen, die eine gute Chronik des großen Völkeringens bilden. Die soeben erschienene Nummer 3796 enthält wieder eine Fülle interessanter Bilder und Texte. Richard Ahmann, der als Sonderzeichner der „Illustrierten Zeitung“ die große Balkan-Offensive von Anfang an mitgemacht hat, setzt mit drei weiteren Illustrationen seine Silber-Serie von Belgrad bis Cetinje fort. In den Torpedoraum eines Großkampfschiffes führt die an Bord des Schiffes entstandene farbige Doppelseite „Laden eines Torpedos“ nach einem Gemälde von Felix Schwormstädt. Weitere Bilder von der deutschen Marine von Karl Höffenroth und R. Schmidt-Damburg veranschaulichen den anstrengenden Wachtienst der Torpedoboote in der Nordsee. Ueber die schweren Kämpfe der deutschen Gebirgstuppen in serbischen Hochgebirge berichtet eine interessante Zeichnung des Kriegsteilnehmers Albert Reich. An die Westfront führen Zeichnungen von Martin Frost, Max Börschmann und Fritz Grottemeyer. Dem zuletzt genannten Künstler ist ein vierseitiger Beitrag auf starkem Karton gewidmet, der die Eigenart seiner vielseitigen Kunst am besten wiedergibt. Die hier reproduzierten Bilder sind während des vielmonatigen Aufenthalts Grottemeyers an der Front in Westflandern entstanden. Gegenwärtig bereitet der beliebte Künstler im Auftrag der Illustrierten Zeitung die türkischen Kriegsschauplätze. Bilder aus dem Osten sind in dieser Nummer ebenfalls reichlich vertreten. Neben den Zeichnungen kommt auch die Kamera zu ihrem Recht. Von den textlichen Beiträgen sei besonders auf den Artikel „Die Menschöpfung der deutschen Volkspersönlichkeit“ von Professor Dr. Otto Gramzow, eine novellistische Skizze aus den Vogesen, „Das Blockhaus“ betitelt, von August Hinrichs und die seifenblende Plauderei „In den Wäldern vor Verdun“ von Hans Schoenfeld hingewiesen. Den Eintritt Portugals in den Weltkrieg behandelt Dr. H. Diercks, ein genauer Kenner der Verhältnisse in Portugal, dessen beachtenswerte Ausführungen von einer Reihe von Bildern aus dem jetzt feindlichen Land begleitet sind. Eine interessante volkswissenschaftliche Studie stellt der Artikel „Die Selbstständigkeitsbestrebungen des bulgarischen Volks im Spiegel seiner Literatur“ von Dr. W. Busch dar.

— **Ein Kriegsurlaub,** Roman von Friedrich Berner von Desterren. Verlag Ullstein & C., Berlin-Wien. 3 Mk. — Das neue Werk Desterrens hat dramatisches Wucht, ein fortreisendes Tempo und einen Stoff, in dem sich persönliches Erleben mit einer aus der Zeit geborenen Tragik verbindet. Eine alte Stadt Südtirols, auf deren Wassen und Wäpchen die Mäusonne niederglüht, ist der Schauplatz. Ein jungverheirateter österreichischer Hauptmann kehrt auf kurzen Urlaub von der galizischen Front zurück, von seinem Weibe, einer schönen, dunkeläugigen Italienerin aus Vicenza, erwartet. Als einen Helden hat sie in ihren durch sentimentale Liebesromane erhitzten Träumen ihn gesehen; doch schon beginnt ihre leidenschaftliche Spannung in den Daß anzuschlagen, der drüben, jenseits der Grenze, alle, die ihres Blutes sind, wie ein Fieber gepackt hat. Einem gewaltsamen Ausgang drängt dieser Ehekonflikt zu; mit unerbittlicher Kraft ist er von Desterren durchgeführt.

Geographisches Verschiebrätsel.

Salle — Norwegen — Berlin — Ungarn — Posen — Bulgarien — Frankreich — Wien — Budapest.
Vorstehende Namen sollen derart untereinander geschoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen einer Insel ergibt.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:
Sabine, Saline.